

Silvia Gredenberg

# **Einmal Fünfzigerjahre und zurück**

© 2020, Silvia Gredenberg

Autorin: Silvia Gredenberg

Umschlaggestaltung, Illustration: Danijel Rac

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:  
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

[www.buchschmiede.com](http://www.buchschmiede.com)

ISBN: 978-3-99093-954-3 (Paperback)

ISBN: 978-3-99110-095-9 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

## *Danksagung*

Ich möchte mich sehr herzlich für die Unterstützung aller bedanken, die zur Fertigstellung dieses Buches beigetragen haben. Meiner Tochter Angelika danke ich für die strenge kritische Betrachtung und Aufforderung, bei einigen Darstellungen mehr in die Tiefe zu gehen, meinen Freundinnen Pia Maca und Gerlinde Ortner danke ich für die schohnungslose Kritik hinsichtlich vieler Textstellen und Szenarien, die nach deren Meinung abgeschwächt oder auch intensiviert werden sollten und der sechzehnjährigen Sophie Schlor danke ich für die Übersetzung vieler Textstellen und direkten Reden in die von Jugendlichen gebräuchlichen Ausdrucksweisen, damit sie auch von meiner ausgesuchten Zielgruppe verstanden werden. Danke auch meinem Freund Andreas, der mir geholfen hat, aus dem Manuskript ein Buch zu gestalten.

## *Vorwort*

Dieses Buch wurde geschrieben, um jungen Menschen den Zeitkolorit der Fünfzigerjahre und die klaffenden Unterscheide zur heutigen Zeit näherzubringen. Es ist unter anderem ein Versuch, ein vergleichendes Sittenbild zu schaffen.

Dies sollte nicht in Form eines Lehrbuches oder in Form von Schilderungen geschehen, sondern im Dialog zwischen Leuten von „damals“ mit Sophie, die aus der heutigen Zeit dorthin verpflanzt wurde. Sowohl die gesellschaftlichen Schranken, als auch die sich in den Bezeichnungen widerspiegelnden Gesinnungen sollen aufgezeigt werden. Ich habe unter anderem versucht, die heute gebräuchlichen Sprachformen den damals vorherrschenden kontrastierend gegenüberzustellen. Ich wollte auch zeigen, dass die damalige Zeit zwar geprägt war von Autoritätsgläubigkeit Prüderie und Respektlosigkeit gegenüber bestimmten Gesellschaftsgruppen, vor allem den Frauen und Kindern gegenüber. Was es damals hingegen überhaupt nicht gegeben hat, war das, was wir heute „political correctness“ nennen. Bezeichnungen, die damals voll gesellschaftsfähig waren, gelten heute als rassistisch und diskriminierend, anderseits waren Ausdrücke, die heute gang und gäbe sind, vor allem das Fäkalvokabular, absolut tabu und geeignet, jemanden als gellschaftliche Unperson erscheinen zu lassen (*persona non grata*). Leider ist die heutige political correctness Ursache dafür, dass ich die damals in Gebrauch befindlichen Begriffe in diesem Buch nicht nennen darf, weil sonst dem Verlag oder mir Rassismus und irgendeine Form von Extremismus unterstellt werden könnte. Ich musste diese Bezeichnungen daher umschreiben, wodurch an manchen Stellen die eigentliche Essenz der Aussagen verloren geht. Das tut mir leid, da dadurch auch etwas vom Zeitkolorit und der damals in Resten noch verbreitet vorhandenen, jedoch unbewusst angewendeten Ideologie

der Nazizeit verloren geht, obwohl diese noch einigermaßen bestim-  
mend war für das Denken und Handeln der Menschen. Die Bezeich-  
nungen, um die es hier geht, waren damals nicht so negativ besetzt wie  
heute.

Trotzdem wünsche ich allen alten und jungen Lesern Freude an der  
Lektüre.

Meine Mutter nervt! Was zum Fick ist los mit ihr? Nachdem Max sein Studium beendet und jetzt einen tollen Job angenommen hat, ist er aus unserem „Mietzimmer“ ausgezogen und mietet sich eine eigene Wohnung. Unser Haus, sagt Papa, ist zu groß, um es als Familie ganz auszufüllen, daher wird immer ein ziemlich großes, leerstehendes Zimmer vermietet. Max war echt ein cooler Mieter, chillig in allen Lebenslagen, war korrekt, weltoffen und immer mit dabei. Ich mochte Max und hatte mir gewünscht, unser nächster Mieter würde wieder ein cooler Student sein, der mir auch gelegentlich Nachhilfe geben kann, mit mir die neuesten Hits hört und mir Tanzschritte beibringt. Für die Tanzschule bin ich nämlich noch zu jung, da muss man mindestens 16 sein. Und ich bin erst fünfzehneinhalb. Zurück zur Irren, genannt „meine Mutter“ – was macht sie? Sie vermietet das Zimmer an eine alte Dame. Was bitte fang ich mit der alten Schachtel an? Die ist doch fett aus einer anderen Welt! Max hat immer mit uns zu Abend gegessen und oft mit Papa, Mama und mir diskutiert, wir haben viel miteinander gelacht, gespielt – es war eine tolle Zeit. Die Alte ist sicher nicht so entspannt wie Max. Morgen zieht die alte Dame bei uns ein. Aber wenn die glaubt, ich höre mir meine Musik mit Kopfhörern an, damit sie sich nicht gestört fühlt, und wenn sie außerdem glaubt, dass ich Abends nach neun Uhr nicht mehr mit Schlapfen im Zimmer auf und abgehe oder tanze, weil sie selbst schlafen will, dann täuscht sie sich. Wahrscheinlich wünscht sie sich auch während der Mittagszeit klösterliche Stille, damit sich Madame ihrem Mittagsschlaf hingeben kann. Das kann ja was werden! Was ist nur in Mama gefahren, die ist doch sonst nicht sooo konservativ! Es sieht so aus, als würde sie auch langsam alt...

Unser Haus ist riesengroß – schon Papa hat mit seinen Eltern drin gewohnt. Es liegt am Stadtrand, ist von einem Garten umgeben und sieht für sein Alter noch sehr gut aus. Eigentlich ist es das schönste Haus von der ganzen Straße. Leider sind die Wände nicht sehr dick und wenn

man etwas lauter ist, hört man ziemlich alles überall. Gesprochenes Wort schlucken die Wände total, aber Musik oder laute Schritte kann man überall wahrnehmen. Aber nur, weil das Haus schon alt ist, muss man ja nicht gleich ein Zimmer an eine alte Dame vermieten. Ich verstehe das nicht. Ich sehe mich schon tagsüber bis in den Abend hinein bei Maya wohnen – ihre Mama hat hoffentlich nichts dagegen.

Der Mama fällt das sowieso fix nicht auf – die ist ja fast die ganze Woche hindurch unterwegs. Seit ich die Volksschule abgeschlossen habe, macht sie eine tolle Karriere in einem großen Konzern. Was genau sie macht, weiß ich nicht, aber sie fliegt durch ganz Europa und ist offenbar sehr wichtig für die Firma. Der Papa ist Jurist – er bezeichnet sich selbst immer als Schreibtischhengst. Ich bin froh, dass er einer ist, denn dadurch ist er zumindest am Abend zu Hause. Er sagt, er liebt seinen Beruf, aber hat keinen so großen Ehrgeiz wie die Mama. Ich finde das eh besser so. Er ist auch täglich mit Max und mir zusammengesessen und hat mit uns gealbert und aus seinem Leben erzählt. Ich hab ihn oft gefragt, warum er der Mama die alte Dame nicht ausgeredet hat, aber er meinte, sie hätten sich beide quasi einstimmig für die alte Dame entschieden und gegen einen weiteren Studenten. Ich finde das echt ungut. Ohne Max ist das doch nicht das Gleiche, das wird hundert Prozent fad.

\*\*\*

Heute ist sie eingezogen – mit Sack und Pack. Unser Stiegenhaus hat sich quasi in eine Kistenablage verwandelt und es stinkt erbärmlich aus einer Mischung aus Baumarkt und Mottenkugeln. Hoffentlich hat sie bald alles ausgepackt, damit dieser komische Geruch sich nicht im Stiegenhaus festhält wie Zigarettenrauch in Möbelstoffen. Eigentlich sieht sie echt noch voll ok aus – fast jugendlich. Ziemlich fetzig ist sie

angezogen, eindeutig wie eine Generation unter ihr. Fast so schick wie die Mama – sie sieht ihr fast ähnlich. Ich hatte erwartet, sie würde in Sack und Asche daherkommen und in Hauschuhen herumschlurfen. Das Kleid, das sie trägt, würde sogar ich anziehen und die Schuhe könnten aus einer Designerboutique stammen. Auch die Frisur ist schick, die Haare sind halt schon sehr grau. Aber die Frisur ist modern, kinnlang - wie die Haare meiner Mama. Obwohl - die Haare meiner Mama sind schon Schulterlang und braun statt grau. Die alte Frau wirkt ganz und gar nicht wie eine arme Kirchenmaus – warum mietet sie sich ein Zimmer und keine Wohnung? Die kann sich doch sicher eine Wohnung leisten! Ich glaub, ich geh runter und frag sie einmal, dann hab ich auch gleich die ganze Willkommenskacke hinter mir, die die Mama unbedingt haben will. Was besseres hab ich gerade eh nicht zu tun.

Das ist ja echt arg. Sie hat erzählt, sie war sehr wohlhabend, weil sie mit ihrem Mann eine Firma aufgebaut und viele Leute dort beschäftigt hat. Sie hatten in den Siebzigerjahren ein Haus mit ihren eigenen Händen(!) gebaut. Ziegel für Ziegel haben sie im Schubkarren angeschleppt und aufeinander geschichtet. In diesem selbst erbauten Haus hatten sie dann über vierzig Jahre lang gelebt und waren glücklich. Nachdem sie und ihr Mann das Pensionsalter erreicht hatten, haben sie ihren Betrieb an ihren Sohn übergegeben, der auch schon einige Zeit hindurch dort mitgearbeitet hatte. Dieser Sohn hat, um mit mehr Geld arbeiten zu können, einen Freund als Firmenpartner aufgenommen. Er und sein Freund wollten nämlich den Betrieb vergrößern, was erst einmal eine Menge Geld gekostet hat, aber, wie die Dame meint, durchaus sinnvoll war. Für den Bankkredit, der zum Firmenausbau erforderlich war, haben die beiden alten Leute gebürgt. Für etwas bürgen heißt, selbst das geborgte Geld zurück zu zahlen, wenn der, für den man bürgt, das geliehene Geld nicht selbst zurückzahlen kann. Die beiden alten Leute ha-

ben ihrem Sohn vertraut. Denn der Betrieb lief gut und nichts ließ irgendwelche Befürchtungen hochkommen. Leider erwies sich der Freund des Sohnes nicht als Freund – er zog sehr viel Geld aus der Firma und hat damit seine eigenen luxuriösen Bedürfnisse gedeckt. Deshalb sitzt er jetzt Gott sei Dank im Knast. Doch die Bank stellte den Kredit fällig, das heißt, sie wollte auf der Stelle alles geborgte Geld zurück, und da die alten Leute bürgten und der Sohn kein Geld mehr hatte, hat die Bank das Haus der alten Leute in Beschlag genommen und versteigern lassen. Jetzt standen die alten ohne Bleibe da und mussten sich um eine Wohnung umschauen, die sie sich mit ihrer Pension leisten konnten. So schwer es auch fiel, wurden sie dennoch fündig und zogen in eine wesentlich kleinere Wohnung. Doch den Mann der alten Dame traf es dermaßen hart, sein selbstgebautes Haus verloren zu haben, dass er ein halbes Jahr später starb. Zwar bezieht die Dame einen Teil seiner Pension, doch ihre eigene ist dermaßen klein, dass sie sich jetzt keine eigene Wohnung mehr leisten kann. Deshalb wohnt sie nun bei uns. Die schicken Dinge, die sie hat, sind noch aus der Zeit, als sie noch wohlhabend war. Kleider näht sie sich selbst – in einem der Kartons steckt ihre Nähmaschine. Sie tut mir wahnsinnig leid.

Ich habe sie gefragt, ob es ihr nicht schwer fällt, sich jetzt mit nur einem Zimmer begnügen zu müssen, wo sie doch gewohnt war, in einem Haus zu leben.

„Aber nein“ hat sie geantwortet. „Du musst wissen, ich bin bis zu meinem zehnten Lebensjahr in sehr kleinen Verhältnissen aufgewachsen. Wir wohnten im 3 Bezirk in Erdberg in einer kleinen Zimmer-Küche – Wohnung.“

„Mit der ganzen Familie?“ hab ich nachgefragt. – Zu dritt in einem Zimmer?“

„Sicher, das war damals Gang und Gäbe. Fast alle, die ich kannte, haben so gewohnt. Die Küche war länglich angelegt und hatte zum Stiegenhaus hin die Wohnungstür mit einem Fenster. Durch dieses Fenster konnte man immer sehen, ob jemand zu Hause war, denn egal, ob Tag oder Nacht, in der Küche musste man Licht anschalten, um etwas sehen zu können.“

„Und wo war das Badezimmer?“

„Das gab es nicht. Das Klo war am Gang, das mussten sich drei Hausparteien teilen. Da gab es oft heftigen Streit, denn nicht alle waren wirklich reinlich. Eigentlich sollten sich jeweils zwei Hausparteien ein Klo teilen. Doch da war eine eigensinnige alte Frau, die wollte unbedingt ihr eigenes Klo, weil sie das seit Jahrzehnten angeblich so gewohnt war. Es hat sogar ein Gerichtsverfahren gegeben, weil sie ihr Klo nicht mit einer anderen Hauspartei teilen wollte. Wir haben einen Anwalt gebraucht, der ihr das Klo streitig machen sollte, damit wir nicht zu dritt auf ein Klo gehen mussten, sie hingegen ihres allein benutzen durfte. Zwei Jahre lang hat dieser Kampf ums Klo gedauert, dann haben wir nachgegeben, weil uns das zu blöd war. Schließlich verbringt man doch nur kurze Tageszeit am Klo, und wir konnten damit leben, es zu dritt zu benützen. Sollte die Alte doch glücklich werden, wir wollten endlich Ruhe und Frieden im Haus. Sehr bald nach dem Ende des Gerichtsprozesses ist sie dann gestorben, sie hat wohl ihr Leben auf dem Altar des eigenen Klos geopfert.“

Der Wasseranschluss war ebenfalls nur im Stiegenhaus vorhanden. „Bassena“ hatten wir zur Wasserleitung gesagt. Die Bassena war das, was am Land der gute alte Dorfbrunnen war – Wassersammelstelle und Kommunikationsforum zugleich. Oft haben sich alle Frauen der Etage dort getroffen, Tratsch erzählt und Neuigkeiten berichtet. Es gab ja noch keine Informationsmedien wie heutzutage. Nicht jeder konnte

sich eine Zeitung kaufen, aber die, die es sich leisten konnten, haben lauthals über die Inhalte berichtet.“

„Warum habt Ihr nicht einfach ferngesehen?“

„Fernsehen war noch lange nicht erfunden. Die Informationskanäle ließen sämtlich über die Hausfrauen. Die Männer haben den ganzen Tag gearbeitet und allenfalls Abends nach der Arbeit übers Radio Zugang zu Informationen gehabt. Jeder Haushalt verfügte über eine große Wasserkanne oder einen Kübel, in dem das Wasser in die Wohnung getragen und dort kleinweise entnommen wurde- zum Kochen, zum Waschen, zum Putzen etc.“

„Und ihr habt nie gebadet?“

„Nein, ein Vollbad oder eine Dusche gab es nur in den öffentlichen Badeanstalten. „Tröpfelbad“ haben wir dazu gesagt.“

„Ist das nicht schrecklich?“

„Nicht, wenn man es nicht anders kennt.“

„Habt Ihr euch im Stiegenhaus gewaschen?“

„Nein. Wir hatten ein Lavoir. In dieses kam das auf dem Herd aufgewärmte Wasser und dann haben wir uns mit Seife und Waschlappen mit dem Wasser im Lavoir gewaschen. Auch das Geschirr wurde nach den Mahlzeiten da drinnen gereinigt. Spültische hatten wir nicht. Wir mussten täglich mehrmals Wasser von der Bassena holen. Das war aber nicht so schlimm, denn die Bassena war ja ein beliebter Treffpunkt für die Hausfrauen, eben das Kommunikationszentrum.“

„Wieso Haufrauen? Waren die Frauen nicht berufstätig?“

„Wie sollte denn das gehen? Es gab keinen Staubsauger, keinen Kühlenschrank, keine Waschmaschine. Alles musste händisch erledigt werden. Vom Einkauf, der mangels Kühlmöglichkeit täglich erfolgen

musste, dem wöchentlichen Waschtag, an dem die Wäsche im Waschtrog mit einer Wäscherumpel gereinigt werden musste, bis hin zum Kochen und Geschirrspülen. Es gab weder Fertiggerichte, noch Haushaltsgeräte. Meine Mutter lief den ganzen Tag hindurch mit Schaufel und Besen umher, eine Schürze fest um die Taille gebunden, um ihre Kleidung nicht zu verschmutzen. Das Hausfrauendasein war ein absoluter Fulltimejob. Die Rechtslage war damals so gestaltet, dass der Mann seiner Frau eine Berufstätigkeit erlauben musste oder verbieten konnte. In den Fünfzigerjahren war eine Frau zumeist Mutter und Hausfrau. Ich kannte keine einzige berufstätige Mutter. Alle meine Freundinnen und Schulkolleginnen hatten Mütter, die ausschließlich für die Bewältigung des Drei – oder Mehrpersonenhaushaltes sorgten. Lediglich die damals allerdings noch geächteten alleinstehenden – man sagte damals „sitzengelassenen“ Mütter mussten für deren Erwerb selbst aufkommen. Zwar hatten Frauen meistens eine Berufsausbildung genossen, doch den Beruf ausüben durften oder mussten sie fast nie. Nur sehr vereinzelt gab es Frauen, meistens solche, die studiert hatten, die es sich nicht nehmen ließen, ihren Beruf auszuüben. Ich kannte keine von ihnen persönlich. Aber sei mir bitte nicht bös, jetzt muss ich weiter auspacken, sonst stehen noch am Abend die vollen Koffer im Flur.“

Das ist echt sexistisch und dumm – eine glatte Verschwendug außerdem! Da lernen junge Mädchen einen Beruf und dann verbietet ihnen der Ehemann, diesen auszuüben. Das ist mir absolut unverständlich. Ich hätte mir nie die Ausübung eines Berufes von einem Mann verbieten lassen. Was täte die Mama, wenn sie nicht ihren Beruf ausüben dürfte? Ich glaube, es gäbe bei uns Mord und Totschlag. Das muss ich der Mama erzählen, wenn sie aus London zurück ist. Der Papa würde nie der Mama verbieten, ihren Beruf auszuüben. Ich glaube auch nicht, dass es das vor fünfzig Jahren getan hätte, abgesehen davon, dass er

damals noch nicht auf der Welt war. Wie müssen sich die Frauen damals gefühlt haben? Waren die nicht total rechtlos, wenn sie sich nicht einmal selbst für Arbeit oder Haushalt entscheiden konnten?

„Ich heiße übrigens Brigitta. Du darfst Gitta zu mir sagen, wenn du möchtest.“

„Wie um alles in der Welt habt ihr das ausgehalten zu dritt in einer so kleinen Wohnung? Da müssen ja immerhin 3 Betten hinein ein Tisch mit drei Sesseln, womöglich auch ein Kasten- wie habt ihr das alles untergebracht? Konnte man da noch durchs Zimmer gehen?“

„Die Eltern hatten ein Hochklappbett, das tagsüber hinter einem für damalige Zeiten schicken Vorhang versteckt war. Mein Bett war eine Bettbank, die nur zum Schlafengehen zum Bett umfunktioniert wurde, sodass tagsüber die Zimmermitte ziemlich frei war. Einen Esstisch hatten wir nicht, dafür eine Sitzecke mit zwei Fauteuils und einer Stehlampe mit integriertem Couchtischchen.“

„Und wo habt Ihr gegessen?“

„Der Esstisch befand sich in der Küche schräg gegenüber der Kredenz.“

„Ich fühle mich langsam echt ungebildet. Was ist denn bitte eine Kredenz?“

„Es hatte damals noch niemand Ober -und Unterkästchen, wie es heute üblich ist. In den fünfziger Jahren nannte man das eine „amerikanische Küche“. Das war ultramodern und nur für reiche Leute leistbar. Wir waren nicht reich, eher arm und ich kannte damals auch keine reichen Leute, die so eine Küche besaßen.“

„Waren in dieser Kredenz alle Sachen, die man in einer Küche braucht?“

„Ja, alles. Die Kredenz war das stolze Prunkstück aller Hausfrauen. Sie war ein Schrank, in dem sich sowohl Lebensmittel, als auch sämtliches Geschirr, Töpfe, Besteck und all das befand, was man in einer Küche braucht. Die Kredenz war das beliebteste Möbelstück in der ganzen Wohnung, egal wie groß die Wohnung war. Vorne in der Mitte hatte jede Kredenz eine aufklappbare Tür, hinter der frische Lebensmittel wie Brot, aber auch Schmalz, viel seltener Butter und Käse und – ganz selten – Milch und Wurst aufbewahrt wurden. Auf jeder Seite hatte sie einige Schubladen, in denen das Besteck untergebracht war, viele Leute haben dort auch Papier aufbewahrt.“

„Papier in der Küche? Du meinst wohl Alufolien, Backpapier und so?“

„Nein, ich meine alles was aus Papier war. Das Butterbrotpapier, in das die verderblichen Sachen vom Greissler eingepackt waren, das Geschenkpapier von Weihnachtspackerln...“

„Geschenkpapier von Weihnachtspackerln??“

„Ja, wir haben es ausgestreift, gebügelt und im nächsten Jahr wieder verwendet.“

„Ihr habt das Geschenkpapier wiederverwendet?“

„Ja, natürlich, manchmal mehrere Jahre hindurch. Wir haben immer alles sehr sorgfältig ausgepackt, damit nichts zerreißt, danach konnten wir das Papier immer wieder verwenden.“

„Zwischenzeitlich wurde es in der Kredenz gelagert.“

„Und Warum gab es so selten Milch und Wurst in der Kredenz? Und warum keine Butter?“

„Erstens waren diese Dinge teuer und zweitens gab es keine Kühl-schränke, die Sachen wären also sehr schnell verdorben. Die Milch kauften wir bei der Milchfrau.“

„Ich muss leider noch einmal nachfragen: Was ist eine Milchfrau? Eine Bäuerin, die in die Stadt kommt? Gab es auch einen Milchmann?“

„Nein, eine Milchfrau war eine Geschäftsfrau, die mit Milch und Milchprodukten handelte. Sie hatte im Geschäft kleine, mit Milch gefüllte Container. Flaschen brachten die Leute meistens selbst mit. Viele Haushalte hatten eine Milchkanne, mit der sie die Milch von der Milchfrau holten. Alles offen und unverpackt.“

„Das ist doch grausig! Das kauft doch niemand, so unhygienisch wie das ist.“

„Nach heutigem Maßstab ja, aber wir waren damals kerngesund. Diese eventuell vorhandenen Keime haben wir alle ausgehalten, auch Allergien gab es damals keine.“

„Aber ist euch ohne Kühlschrank nicht alles verdorben?“

„Nein, nie. Es wurde immer nur so viel eingekauft und gelagert, wie man am selben Tag verbrauchen konnte. Darum konnte man von der Milch auch Achtel- und Viertelliter kaufen. Dann war die Milchkanne eben fast leer. Wir gingen sehr behutsam mit Lebensmitteln um.“

„Und wo habt ihr gekocht oder Kuchen gebacken, wenn es keine amerikanische Küche mit Arbeitsfläche gab?“

„Die aufklappbare Kredenztür diente, wenn sie aufgeklappt war, als Arbeitsfläche.“

„Hm – kein Kühlschrank, keine Butter, keine Wurst, und die Milch ungekühlt – ich glaub, ich wäre damals verreckt, das hält doch niemand aus!“

„Einmal in der Woche kam der Eismann und brachte quaderförmige, etwa einen Meter lange Eisblöcke, zirka 20 Zentimeter im Quadrat. Diese Eisblöcke konnte man stückweise oder Kiloweise, das weiß ich

nicht mehr, kaufen und zerstampfen. Und dieses zerstampfte Eis füllte man dann in Schüsseln und legte die frisch zuhaltenden Lebensmittel dazwischen. Doch zumeist habe ich wie fast alle Kinder damals, Brot mit Schmalz bestrichen und einen kleinen Apfel zur Jause zwischen-durch erhalten. Von Käse – oder gar Wurstsemmeln haben wir Kinder aus Erdberg damals nicht einmal geträumt.“

„Und was war noch alles in so einer Kredenz?“

„Naja, in einer der Schubladen war auch noch Krimskram, für das anderswo kein Platz gefunden werden konnte. Oberhalb des aufklappbaren Mittelteils war eine Art Oberkästchen für das Tafelgeschirr. Diese Oberkästchen waren der Schmuck jeder Kredenz, hier konnten sich die Designer ausleben. Und unterhalb des Mittelfachs waren die Stauräume für das Kochgeschirr – Töpfe, Kochtöpfe, Pfannen, Nudelwalker und was man eben alles in einer Küche benötigt.“

Das muss ich der Maya erzählen! Keine Wurst, kaum Käse und keine Butter! Die deckt sich beim Schulbuffet immer mit Schinken- Käse- stangerln ein, in die sie sich auch noch Gurkerln, Tomaten oder Mayonnaise nebst Ketchup einlegen lässt. OK, das schmeckt super, aber wir alle halten das für übertrieben. Und offene Milch würde die sicher nie-mals anrühren. Die würde schon beim Anblick einer Milchausschank tot umfallen.

„Was habt ihr damals eigentlich angehabt? Hattet Ihr Kleidung?“

„Sicher hatten wir das. Aber Kinder trugen stets die zu klein gewor- denen Schuhe der älteren Geschwister weiter, bis sie zerfielen. Und da ich keine älteren Geschwister hatte, erbte ich immer die Schuhe meiner nur um wenige Jahre älteren Tante.“

„Wie lang hielten denn diese Schuhe?“

„Ziemlich lang. Sie hatten eine Ledersohle, mit der man im Sommer super über den Gehsteig rutschen konnte.“

„Aber da werden sie doch kaputt.“

„Nein. Alle Schuhe waren vorne und hinten mit kleinen runden Eisenstücken beschlagen, damit sich die Sohle weniger abnützt. Damit konnte man auch Geräusche erzeugen wie beim Steppen oder eben beim Asphalt-Rutschen.“

„Und die Klamotten?“

„Die hielten weniger lang, als die Schuhe. Mäntel und Jacken hatten nur sehr wenige Kinder stets neu. Kinderkleider und Hosen wurden immer mit viel Saum unten angefertigt, damit die Kinder sie jahrelang tragen konnten. Fellgefütterte Stiefel wie heute gab es überhaupt nicht. Uns wurden die Füße in Zeitungspapier verpackt und in Gummistiefel gesteckt. Das restliche Zeitungspapier wurde in kleine Rechtecke geschnitten und als Klopapier verwendet. Toilettenrollen gab es überhaupt nicht.“

Die Gitta ist gar keine so schlechte Untermieterin – eigentlich ist sie schon fast wie meine Oma – meine Ersatzoma. Sie kann unendlich viel erzählen über die Zeit, als sie noch jung war. Und sie erzählt gern und spannend und ich höre ihr echt gern zu. Und was das Beste ist: sie ist absolut keine Offlinerin, wie viele andere in ihrem Alter. Ich höre ihr gern zu, wenn sie aus der Zeit ihrer Kindheit und Jugend erzählt, und sie tut das oft und ausführlich.

Aber heute ist ein besonderer Tag. Ich wurde im Rahmen eines Schüleraustauschprogramms auserwählt, nach Frankreich zu fahren, um dort zu leben und in die Schule zu gehen! Auch Felix und die Maya sollen mitkommen. Ich freu mich echt drauf! Der Felix wird allerdings in einer anderen Stadt leben. Schon übernächste Woche soll der Zug uns

hinbringen. Ich wäre zwar lieber geflogen, aber zu zweit Zugfahren ist auch lustig, vor allem ganz oben im Liegewagen.

„Hallo Gitta, Guten Morgen! Ich habe echt geile Neuigkeiten! Ich fahr nach Frankreich zum Schüleraustausch!“

„Ja, das ist schön für Dich – Du wirst mir allerdings fehlen. Wie lange bleibst Du weg?“

„Eh nur sechs Wochen, aber immerhin...“

„Na dann, hab eine tolle Zeit dort. Du willst jetzt schon packen?“

„Natürlich! Ich muss ja dort für alle gewappnet sein, außerdem haben die sicher nicht alle Hygieneartikel dort, die ich brauche. Ich muss noch sooo viel herrichten.“

„Also unbedingt brauchst Du nur ein Kleid, eine lange und eine kurze Hose, Unterwäsche und einen Schlafanzug. Außerdem liebe Sophie - Du bist wunderhübsch mit deinen geringelten langen braunen Haaren und den dunklen Augen und schlank außerdem, da reicht nur ganz wenig, damit du großartig aussiehst.“

„Na he! Ohne Tablet, Handy, dem gesamten Zubehör, USB-Stick etc. Wird das doch nichts.“

„Wie wäre es stattdessen mit Augen, Nase und Ohren?“

„Das reicht heutzutage längst nicht mehr – ohne Handy und Tablet mit Internetverbindung bist einfach kein kompletter Mensch.“

Morgen geht es los. Einige Apps muss ich noch downloaden, dann steck ich das Tablet ins Seitenfach. Die Ladegeräte hab ich schon, auch die Kopfhörer. Hoffentlich halten die noch – sonst muss ich mir in Frankreich neue kaufen. Was heißt übrigens Kopfhörer auf Französisch? Hm egal, Google-Übersetzer macht das schon. Vor einigen Jahren sind die

Leute in einem fremden Land noch mit einem Vokabelbuch umhergefahren, oder haben mit Armen und Beinen gestikuliert, um sich verständlich zu machen. jetzt braucht man nur noch am Handy alles eingeben. Kleidung brauch ich wirklich nicht viel – die Gitta hat recht - ein paar Jeans, vor allem die kunstvoll zerrissenen, ein Minikleid, ein paar T-Shirts, eines bauchfrei, ein Top für heiße Tage, eine Jacke und ein Pullover. Das müsste eigentlich reichen. Ach, den Bikini hätte ich fast vergessen. 2 Strumpfhosen und einige bunte Pants können auch nicht schaden. In Frankreich muss man schließlich schick sein.

„Schreibst Du mir eine Karte, wenn du gut angekommen bist?“

„Ich schick Dir eine SMS – oder besser eine MMS. Hast Du What's App am Handy? Das geht wesentlich schneller. Kartenschreiben ist out, außerdem bekommt man gar keine mehr.“

„Das finde ich schade, die Karten konnte man sich hundertmal anschauen.“

„Aber geh Gitta, sei nicht so altmodisch. Du kannst alles vom Handy runterladen und am Computer anschauen, da sind die Bilder außerdem viel größer und schöner. Aber ich muss mich jetzt fertig machen, sorry, wenn ich mich nicht mehr um Dich kümmern kann.“

OH- die Maya ist schon am Bahnsteig. Bitte Leute, wartet nicht, bis ich abfahre. Eindeutig zu kitschig. Außerdem sind es eh nur sechs Wochen.....baba, ich muss mir noch ein Bett suchen. He!, ich kann meinen Koffer selber tragen. Hallo? Wie alt schätzt du mich eigentlich? Ja, ich pass auf meine Sachen auf – baba!!

Zugfahren mit Maya ist echt cool. Wir haben uns tatsächlich obersten Betten im Liegewagen gekrallt. Leider sind die wahnsinnig unbequem, wir können uns kaum aufsetzen, aber der Spass macht das alles wett.

Die Leute unter uns schlafen bereits, wir müssen uns im Flüsterton unterhalten. Nur wenn unsere Lungen – und Nasenflügel prall gefüllt sind mit zwar grundloser, doch ungebremst herausberstenden Lachlust, dann gibt es ein Problem. Da hilft nur tiefes Ein -und Ausatmen, das mit einem Schnarchton endet. Und Schnarchen ist in einem Liegewagen nicht verboten. Doch irgendwann pennen auch wir weg.

Ein starker Ruck weckt mich plötzlich auf. Bevor ich noch irgendetwas realisiere, sehe ich, dass ich ziemlich hart falle, bin aber zu müde, um mich um den Schmerz zu kümmern und schlafe wieder ein. Als ich wieder aufwache, umgibt mich ein merkwürdiges Gefühl. Ich muss ewig gepennt haben, denn es ist bereits taghell, ich versuche mich aufzusetzen, aber mir tut alles irrsinnig weh, ich bin schwindlig und mein Kopf fühlt sich an wie ein Kochtopf kurz vor einer Explosion. Ich kann nicht einmal gescheit fokusieren. Doch ich bin aufgeregtd und widerstehe dem Drang, liegen zu bleiben. Schließlich wartet Lille auf mich. Frankreich – ich komme! Etwas wackelig stehe ich auf den Beinen und schaue aus dem Fenster.

Wir fahren bereits in den Bahnhof ein. Alles ist ein wenig verschwommen, ich fühle mich immer noch unbeweglich an, mein Kopf dröhnt, mir ist schwindlig und ich suche Maya. Sie ist nicht hier. Ich begebe mich mit meinem Gepäck zur Waggontür. Als ich eingestiegen bin, kam mir der Zug topmodern vor – jetzt sieht er jedoch uralt aus. Das muss an der Tageszeit liegen- oder an meinem Zustand. Der Zug hält an und ich wuchte mein Gepäck die steilen Stufen hinunter. Ich schaue mich um, wo ein Ausgang ist und forme in Gedanken bereits die Frage danach in französischer Sprache. Plötzlich taucht Maya wieder auf. Sie hat ihre Gasteltern schon getroffen.

„Ich ruf dich am Handy an! Lasses bitte eingeschaltet!“, ruft sie mir zu.